

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 29 (2022)
Heft: 324

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Wo im August vor einem Jahr die Welt unterging: Die Flaschenpost aus dem türkischen Bozkurt, per Velo auf der Spur des Klimawandels. Von Florian Wüstholtz

36

Die Bewegung am Laufen halten: Marina Widmer und Judith Grosse, die alte und neue Leiterin des Archivs für Frauen-, Geschlechter- und Sozialgeschichte, im Interview. Von Corinne Riedener

38

Der Ball rollt weiter: Daniel Kehl und Christian Huber, der alte und der neue Präsident der St.Galler Fussball-Fanarbeit, im Interview. Von Matthias Fässler

42

«Hoffe euch alle gesund»: Ein Hörweg erzählt an 52 Stationen vom Bodensee bis ins Montafon von Fluchtschicksalen 1938 bis 1945. Von Urs Oskar Keller

45

Zum Beispiel Emilie Haas, zum Beispiel Arthur Vogt: Zwei von 52 Fluchtgeschichten.

46

WO IM AUGUST VOR EINEM



Eine junge Familie im Containerdorf von Bozkurt. Auch Monate später leben viele Menschen in provisorischen Behausungen. (Bild: Martin Bichsel)



Der Fluss Ezine zieht sich wie eine Wunde durch Bozkurt. Ganze Häuserzeilen am Ufer wurden zerstört. (Bild: Florian Wüstholtz)

Schon wieder Schnee. Es ist Mitte März und das türkische Küstenstädtchen Karasu ist noch im Winterschlaf. Draussen rauschen die Wellen des Schwarzen Meers, drinnen im Hotelzimmer klappern die Zähne. Der Wind pfeift durch die Fenster. Es gibt keinen Grund, diesen Aufenthalt weiter in die Länge zu ziehen. Also ein schnelles Frühstück essen, unsere sieben Sachen packen und aufsateln. Die morgendliche Routine wärmt.

Eine weisse Schicht hat sich über Nacht auf den feinen Sandstrand gelegt. Als ich zu den Wellen laufe, spüre ich die doppelte Weichheit unter den dicken Winterschuhen. Schnee am Meer im März – irgendwie fühlt es sich wohl an. Doch die Stadt ist wie ausgestorben. Die Läden sind geschlossen, die Strasse verschneit, die Hunde bellen. Es ist Wochenende. Wer nichts Wichtiges zu tun hat, bleibt lieber zuhause. «Allah ist gross. Das Gebet ist besser als Schlaf.» So ruft der Muezzin jeden Morgen.

Unser heutiges Ziel ist, warm und trocken zu bleiben. Und nach 80 Kilometern der hügeligen Küste entlang in Ereğli anzukommen. In weiteren sechs Tagen wollen wir dann in Bozkurt sein – die nächste Station unserer journalistischen Voreise zu den Schauplätzen der Klimaerhitzung.

Die Kleinstadt wurde am 11. August 2021 von einer Überschwemmung verwüstet. Innert Sekunden stieg der Wasserpegel des

Flusses Ezine um mehrere Meter. Menschen flüchteten auf die Dächer ihrer Häuser. Andere wurden in ihren eigenen vier Wänden eingesperrt oder von der Strasse fortgeschwemmt. Offiziell starben an diesem Tag 81 Menschen in der Region. Hunderte weitere bleiben auch Monate später noch vermisst.

Am Strassenrand stehen Haselnusssträucher in Reih und Glied. Zwei bis drei Millionen Menschen leben von deren Früchten und drei Viertel der weltweit gehandelten Haselnüsse wachsen an diesen Ästen. Noch biegen sie sich unter dem schweren Schnee. Die Kälte steigt uns in die Finger, die Flocken wirbeln mal von links, mal von rechts.

Die Bucht von Ereğli ist schon von Weitem zu erkennen. Rauchschwaden qualmen aus dutzenden Kaminen. Das grösste Stahlwerk der Türkei läuft hier auch am Wochenende auf Hochtouren – geheizt mit der lokalen Zonguldak-Steinkohle. Der Schwefelduft ist uns bestens vertraut. Nach dem Rissotto aus dem Kocher taucht die Abendsonne die Kohleberge und Wohnhäuser am Hang in ein willkommenes warmes Licht. Am nächsten Morgen ist die Strasse vereist.

Drei Tage später haben sich die Schneestürme etwas beruhigt. Wir spulen die bertüchtigten Auf- und Abstiege der Küstenstrasse ab. Jeden Tag warten drei bis vier «Brünig» – unsere eigene Masseinheit für jeweils 400 Höhen-

meter – auf uns. Ein bisschen Heimat in der Ferne. Der Ablauf ist immer gleich: Vom Meer geht es steil ein paar hundert Meter nach oben, dann ins nächste Tobel wieder hinunter, eine Brücke führt uns über einen Bach, dann geht es wieder in die Höhe, wir geniessen die Aussicht, trinken etwas, kochen manchmal, dann wieder eine kurze Abfahrt ins nächste Dorf.

An diesem Abend treffen wir beim letzten Aufstieg Jean-François. Er ist vor Monaten in Frankreich losgewandert und will nach Indien. An seinem Rücken sitzt eine Konstruktion, mit der er sein Gepäck hinter sich herziehen kann – Ersatzrad inklusive. Wir sprechen über Beziehungen, mentale Gesundheit, Heimweh, Familie. Mit uns zelten will er heute trotzdem nicht, der Umweg an den Strand ist ihm zu weit.

Kaum sind unsere Zelte aufgestellt, die Schlafsäcke ausgerollt und die Taschen verstaubt, springe ich in die Wellen. Es ist eiskalt. Es ist wunderschön. Am Feuer wärmen wir uns. Es sind unsere letzten gemeinsamen Tage auf dem Velo. Mein Heimweh hat gesiegt.

Kleine Dörfer ziehen an uns vorbei und der Schnee holt uns wieder ein. Von den Hängen sprudeln Bäche und rauschen Wasserfälle. Spuren von Erdbeben und Steinschlägen mischen sich ins Bild. Entsprechend geht es der Strasse. Wasser dominiert diesen Ort – vor Regen ist man nie sicher. In Bozkurt fallen pro

JAHR

DIE

WELT

UNTERGING



Schneesturm am Schwarzen Meer. Die Küstenstadt Karasu ist an diesem Tag leergefegt – nur die Tauben gurren und die Hunde bellen. (Bild: Martin Bichsel)



In der Bucht von Ereğli wird Tag und Nacht Stahl hergestellt. Befeuert werden die Hochöfen mit lokaler Steinkohle. (Bild: Florian Wüstholtz)

Jahr und Quadratmeter 1653 Liter Wasser aus den Wolken. Am 11. August 2021 fiel die Hälfte davon innerhalb von 48 Stunden.

Beim Gemeindehaus angekommen, wartet schon der Tee auf uns. Der Bürgermeister Muammer Yanik hat noch keine Zeit für uns, denn heute ist ein historischer Tag für die Türkei: der «Tag der Gefallenen». Man gedenkt der tausenden Toten der Schlacht von Gallipoli – und der in den letzten Jahren im Dienst Gestorbenen. Yanik hat heute etwas Wichtigeres vor, als ein paar Velojournalisten zu bewirten.

Während wir auf Yanik warten, streifen wir mit einer Gemeindeangestellten durch die Stadt. Sie zeigt uns die Spuren der Verwüstung. Die Strassen sind noch immer schlammig und zerstört vom Unwetter. Ganze Häuserzeilen am Ufer fehlen. An den verbliebenen Häusern sieht man die Narben der Bäume und den Wasserpegel als feine braune Linie weit über den eigenen Köpfen. Der Kindergarten ist ebenso verschwunden wie die schönen Cafés im Zentrum. An der alten Brücke über die Ezine verhedderten sich an diesem Schicksalstag entwurzelte Baumstämme. Ein künstlicher Damm mitten in der Stadt – mit verheerender Wirkung. Immer wieder flimmern Videos und Bilder über die Handybildschirme. Tosende Videos gefüllt mit hellbraunem Wasser und Fassungslosigkeit.

Nun wird eine neue Brücke gebaut. Sie soll höher werden, damit alles unter ihr vorbeirauschen kann. Und man will der Ezine

doppelt so viel Platz geben – die Häuser sind ja jetzt ohnehin nicht mehr da. So soll der Bach bei Hochwasser nicht mehr über die Ufer treten. Aber mit dem heutigen Schnee ist ans Bauen nicht zu denken. Stattdessen werden wir von den Bauarbeitern zu einem Tee in ihre Baracke eingeladen. Der Pressefotograf der 5000-Seelen-Gemeinde begleitet unseren Besuch, der für das Dorf offenbar genau so berichtenswert ist wie für uns die Folgen der Klimaerhitzung.

Wer in Bozkurt seine Wohnung verloren hatte, wurde in einer kleinen Containersiedlung am Stadtrand untergebracht. Eine 70-jährige Frau und ihre Tochter laden uns zum Tee ein. Die Mutter erzählt von ihren Albträumen. Kaum setzt der Regen ein, folgt die Panik auf dem Fuss. Auch die Kinder fürchten sich vor jedem Tropfen. Viele haben der Stadt den Rücken gekehrt – zu tief sind die Wunden.

Im Container nebenan lebt eine vierköpfige Familie. Die beiden Kinder sind neugierig und dem Vater kommen die Tränen, als er vom Tag des Unwetters erzählt. Die Strasse zu seinem Haus sei vollständig zerstört, darum lebt er mit der Familie hier. Seine Frau konnte er in letzter Sekunde warnen, bevor das Handynetz zusammenbrach. Ihr Arbeitsort lag direkt am Fluss in einem Keller.

Irgendwann hat der Bürgermeister dann doch noch Zeit für uns. Sekretär und Pressefoto-

graf begleiten uns ins Büro. Ein junger Lehrer übersetzt. Ich stelle Fragen über Verwüstung, Verantwortung, Massnahmen und Veränderungen. Yanik schaut zwischendurch immer wieder stolz auf den Fernseher an der Wand. Die Übertragung zeigt die Einweihung der «1915 Çanakkale» – der längsten Hängebrücke der Welt – just an jenem Ort, wo die Türkei vor 107 Jahren Grossbritannien, Frankreich und Griechenland zurückgeschlagen hat. Dass Bozkurt bald wieder erstrahlen wird, glaubt Yanik ebenso, wie dass er im besten Land der Erde lebt.

Florian Wüstholtz, 1988, ist freier Journalist, schreibt über Digitalpolitik und dokumentiert Klimaveränderungen. Seit Januar 2022 fährt er zusammen mit Martin Bichsel mit dem Velo von Bern zu den Schauplätzen der Klimaerhitzung.

gruenespur.ch

«UM EINE BEWEGUNG AM LAUFEN ZU HALTEN, MUSS MAN VERBINDUNGEN SCHAFFEN»

Marina Widmer übergibt die Leitung des Ostschweizer Archivs für Frauen-, Geschlechter und Sozialgeschichte im Juli an ihre Nachfolgerin Judith Grosse. Im Interview berichten sie von den aktuellen Herausforderungen im Archivwesen, von Geschichten, die noch nicht erzählt sind, etwa jene von Olga Lee-Rüesch, und vom Vadiana-Chef, der sich in den 80er-Jahren verschwörerisch in der Frauenbibliothek Wyborada umgesehen hat.

Interview: Corinne Riedener, Bilder: Dan Van de Gaer



Marina Widmer und Judith Grosse im Archiv.

Saiten: Marina, du gibst die Archivleitung im Juli ab, arbeitest aber trotzdem noch weiter. Mit welchem Stoff beschäftigst du dich im Moment?

Marina Widmer: Eines meiner aktuellen Projekte ist das Buch zur italienischen Migration in die Ostschweiz von 1850 bis heute. Das Grobkonzept steht, jetzt sind wir auf der Suche nach Leuten, die mitschreiben und übersetzen. Das Buch wird zweisprachig sein und voraussichtlich im Herbst 2023 beim Limmatverlag erscheinen. Es ist eine Vertiefung zu unserem Fotobuch *Grazie a voi*, das 2018 erschienen ist. Auch beim aktuellen Projekt arbeiten wir wieder mit dem Centro Socio-Culturale San Gallo und der Società Dante Alighieri zusammen.

Ihr sucht Leute, die mitschreiben – ein Aufruf?

MW: Ja, durchaus. Es wird verschiedene Textsorten geben: Übersichtsgeschichten, Porträts, Interviews und Vertiefungen

zu einzelnen Themen, etwa zu den italienischen Arbeiterinnenheimen, zu sportlichen und kulturellen Vereinigungen oder zu Menschen, die am Arbeitsplatz gestorben sind. Wer interessiert ist, kann sich bei uns melden.

Judith, woran arbeitest du?

Judith Grosse: Ich beschäftige mich momentan stark mit dem Neuaufbau der Archivdatenbank und mit der ganzen IT-Infrastruktur. Da haben wir Nachholbedarf. Ausserdem plane ich ein Oral History-Projekt mit Personen aus den sozialen Bewegungen in der Ostschweiz, nicht nur in St.Gallen, sondern auch den ländlichen Regionen. Viele dieser Projekte «in der Provinz» waren ja langlebiger als jene in den grossen Städten, da sie aufgrund ihrer Kleinheit weniger zerfleddert sind. Diesen Aspekt finde ich sehr interessant und es gibt auch wenig Quellen und Forschung

dazu. Aufgleisen wollen wir das Projekt entlang der Archiv-Schwerpunkte, sprich Frauenbewegung, Migrationsgeschichte, Jugend-, Umwelt- und Friedensbewegung sowie auch Politikerinnen mit nationalem Einfluss. Für mich als quasi Auswärtige ist ein solcher Einstieg in die Ostschweizer Bewegungsgeschichte genau das Richtige.

Ganz so auswärtig bist du ja nicht mehr. Du lebst mittlerweile in St.Gallen und arbeitest schon fast ein Jahr beim Archiv, wenn auch mit kleinem Pensum. Welches ist deine liebste, interessanteste Trouvaille bisher?

JG: Den Bestand «Werkstatt Frauensprache» mag ich sehr. Ab Mitte der 1980er-Jahre hat sich eine Ostschweizer Arbeitsgruppe mit feministischer Linguistik auseinandergesetzt und auch direkte Interventionen etwa zu sexistischer Werbung gemacht. Oder sie haben Postkarten mit Forderungen verteilt, die man dann verschicken konnte, zum Beispiel dass man «Frau» und nicht «Fräulein» gebrauchen soll in der Anrede. Einige dieser Frauen sind später auch in die Frauenbibliothek Wyborada eingestiegen.

Du bist in Deutschland aufgewachsen und hast die letzten Jahre in Zürich gelebt und gearbeitet. Wie bist du zum hiesigen Frauenarchiv gekommen?

JG: Ich war ohnehin auf Stellensuche, aber darauf aufmerksam geworden bin ich dank einem Kollegen, der damals mit mir bei Radio LoRa gearbeitet hat – dort habe ich auch bei der Erschliessung des Audioarchivs mitgearbeitet. Er hat mir das Inserat geschickt. Als Historikerin habe ich mich schon immer fürs Archivwesen interessiert, aber weniger für die grossen Institutionen, sondern mehr für die kleinen Bewegungsarchive. Als ich die Ausschreibung fürs Ostschweizer Frauenarchiv gesehen habe, war klar: Das ist es, hier will ich hin.

Essen, München, Berlin, Zürich und jetzt St.Gallen: Wie erlebst du die Ostschweizer Frauenszene bisher?

JG: Es wäre vermessen, jetzt schon viel dazu zu sagen. Im vergangenen Jahr habe ich mich auf die Archivarbeit konzentriert, erst langsam komme ich unter die Leute. Interessant finde ich, dass es hier immer noch viele ältere Institutionen wie das Archiv oder die Wyborada gibt. In anderen Städten haben solche Initiativen nicht überlebt, dafür ist die Vielfalt an Gruppen und Organisationen andernorts tendenziell grösser. Ausserdem habe ich den Eindruck, dass die Zusammenarbeit zwischen Jung und Alt hier einfacher ist, vermutlich weil die Ostschweiz kleiner ist und man sich eher kennt. In Zürich sind die Dinge stärker ausdifferenziert.

Was hast du mitgenommen aus Deutschland?

JG: In Berlin habe ich total viel gelernt, während meiner Zeit an der Humboldt-Uni von 2005 bis 2009 war dort sozusagen die Hochzeit der Gender-Studies. Gleichzeitig war mir vieles zu verkopft und teilweise auch zu anstrengend. Um eine Bewegung am Laufen zu halten, muss man Verbindungen schaffen und nicht ständig um Abgrenzung bemüht sein, sonst kommt man ins Stocken, ebenso wenn es zu akademisch wird. Klar liebe ich es, Theorie zu lesen, aber am Ende geht es auch darum, was wir – du und ich – konkret damit anfangen.

MW: In den 90er-Jahren haben wir einmal die sozialen Bewegungen in München und in der Ostschweiz verglichen und fest-

gestellt: Gemessen an der Grösse läuft hier ziemlich viel.

JG: Diesen Eindruck habe ich auch. In Leipzig gibt es übrigens ein ähnliches Projekt – allerdings ist es feministische Bibliothek und Archiv zusammen. Als ich kürzlich dort war, ist mir aufgefallen, wie aktiv dieses genutzt und wie kollektiv es geprägt wird, gerade auch von jüngeren und queeren Personen. Hier können wir uns für St.Gallen vielleicht noch etwas abschauen.

Zurück in die Ostschweiz der 80er-Jahre, als die Wyborada gegründet wurde. Marina, wie müssen wir uns diese Zeit vorstellen?

MW: Am besten kann ich das mit einer Anekdote erzählen: Wir haben die Frauenbibliothek Wyborada eröffnet und wollten damit natürlich auch in der Vadiana präsent sein, mit einem Zettelkasten. Also haben wir Kontakt zum damaligen Leiter Peter Wegelin aufgenommen, der gerne bereit war, das mit uns zu besprechen. Als er in unsere Bibliothek, damals noch an der Harfenbergstrasse, gekommen ist, hat er uns ganz verschwörerisch zugerant: «Also wenn meine Leute wüssten, wo ich jetzt gerade bin...»

Aber er ist immerhin gekommen.

MW: Ja, er war ein freier Geist und wir konnten schliesslich auch unseren Zettelkasten in der Vadiana platzieren. Die 1980er-Jahre waren bewegte, lustvolle Zeiten, der Schwung war gross, wir haben uns unseren Platz genommen – in die bürgerliche Presse zu kommen, war jedoch schwierig. Die Solidarität unter den Frauen war gross, so nahmen beispielsweise an der Pressekonferenz zugunsten der Wyborada wichtige Schriftstellerinnen der Ostschweiz teil: Erica Engeler, Eveline Hasler und Helen Meier.

Aus der Bibliothek ist dann auch die Idee zum Archiv entstanden. Gab es Vorbilder?

MW: Wenige. Das Archiv entstand mehr aus einem grundsätzlichen Bedürfnis nach Dokumentation und Aufarbeitung der Geschichte heraus. Die Politische Frauengruppe (PFG) beispielsweise hat schon früh einen internen historischen Bildungszyklus organisiert. Jede für sich hat ein Thema übernommen und aufgearbeitet.

Um das zu institutionalisieren, braucht es Geld ...

MW: Für die Dokumentationsstelle haben wir erstmals 1990/91 Geld erhalten. Die ersten 50'000 Franken bekamen wir von einer Liechtensteinischen Stiftung, der Kanton St.Gallen sprach dann nochmal denselben Betrag. Damit konnten wir zwei Jahre arbeiten. Wir stiegen also in die verschiedenen Archive und sammelten alles Frauenspezifische, was uns auffiel, aus den Kantonen St.Gallen, den beiden Appenzell und dem Fürstentum Liechtenstein. Das war der Grundstock fürs spätere Frauenarchiv und für die ersten Publikationen.

Wie läuft es aktuell mit der Geldbeschaffung?

MW: Ich bin stolz! Neu bekommen wir vom Kanton 80'000 Franken pro Jahr, bisher waren es 40'000. Die Nachricht kam gerade Mitte Juni. Über eine Erhöhung des jährlichen städtischen Beitrags wird voraussichtlich im Herbst abgestimmt.

JG: Das Geld kommt vom kantonalen Lotteriefonds – eine grosse Erleichterung für unsere Arbeit. Und auch eine gewisse Anerkennung für das Archiv als Institution und die geleistete Arbeit, denke ich.

MW: Jedenfalls bin ich sehr froh, dass Judiths Lohn auf die nächsten Jahre finanziert ist. Ich weiss, was es heisst, wenn das nicht der Fall ist.



«Offener, zugänglicher Ort»: Judith Grosse.

Nun ist der Betrieb gesichert. Jahrelang war es jedoch schwer, an Geld zu kommen. Wie hat sich das Archiv über Wasser gehalten?

MW: Um die Fixkosten für die Räume zu minimieren, haben wir regelmässig Arbeitsplätze untervermietet. Dazu kamen Spenden, zum Teil sehr namhafte, Mitgliederbeiträge, ein Legat und 2015 der Anerkennungspreis.

JG: Und natürlich jede Menge ehrenamtliche Arbeit ...

MW: Genau. Da wir keine Regelfinanzierung hatten, mussten wir uns stets von Projekteingabe zu Projekteingabe hangeln. So kam wenigstens ein bisschen Geld rein. Der Grossteil der Arbeit an diesen Projekten war aber letztlich unbezahlt. Die Finanzierung war jahrelang ein Flickwerk.

Schläft man gut, wenn man nicht weiss, wieviel Geld man noch hat?

MW: Das muss Frau aushalten können, sonst ist das nicht machbar. Zeitweise habe ich noch die Beobachtungsstelle für Asyl- und Ausländerrecht aufgebaut und für die Gewerkschaft vpod gearbeitet, hin und wieder war ich auch arbeitslos. Dafür hat man eine maximale Freiheit, kann selber seine Schwerpunkte setzen und hat keine Vorgesetzten, die einem das Leben schwer machen können.

Wenn Geld keine Rolle spielen würde: Was wären eure Herzensprojekte?

JG: Erstmal würde ich mir ein grosses «Gesamtpaket Datenbanklösung» leisten, womit man sowohl die Papierbestände wie auch audiovisuelle Medien verwalten und online durchsuchbar machen kann. Und eine schicke neue Website, die zum Stöbern in den Beständen einlädt. Ausserdem würde ich die Ressourcen zur Erschliessung und Verzeichnung unserer Bestände aufstocken – das ist eigentlich die aufwändigste Arbeit in jedem Archiv. Schliesslich möchte ich uns an die nationalen und internationalen Archivportale anbinden und sicherlich auch einen Grossteil der technischen Infrastruktur erneuern, also in leistungsstärkere Geräte und eine gute Server-Lösung investieren.

Das tönt nach viel Infrastruktur und wenig Inhalt ...

JG: Ja, wir machen im Moment vieles gleichzeitig. Teilweise hält uns das auf bei der eigentlichen Archivarbeit.

Ich würde mir darum eine fixe IT-Fachperson im Haus wünschen, die die Geräte und die Infrastruktur fit hält und pflegt. Das wäre eine grosse Entlastung. So hätte ich den Rücken frei für die Öffentlichkeits- und Projektarbeit.

Wo würdest du dich denn thematisch noch gerne vertiefen?

JG: Ich würde das Archiv gerne migrationsgeschichtlich weiter ausbauen. Dazu braucht es allerdings auch wieder Kontakte und für die Erschliessung Leute, die die jeweiligen Sprachen sprechen. Auch bei den aktuellen queeren Projekten und jüngeren feministischen Gruppen würde ich gern weitersammeln und natürlich auch bei der Sozial- und Alltagsgeschichte der Region. Vieles hängt ja zusammen. Personen, die in Frauenbewegungen aktiv waren, sind auch sonst politisch aktiv gewesen, da gibt es etliche Querbezüge, was auch in der Geschichte des Archivs abzulesen ist: Ausgehend von der Frauen- und Geschlechtergeschichte kamen schnell die Sozialen Bewegungen und das Thema Migration hinzu.

Nicht zu vergessen: dein Oral History-Projekt.

JG: Ja, Oral History und audiovisuelle Medien waren immer auch ein Schwerpunkt des Archivs, den ich weiter pflegen und ausbauen möchte – gerade auch in Hinblick auf die Geschichtsvermittlung. Die Arbeit daran ist aufwändig, aber eben auch sehr aufschlussreich: Etwa bei sozialen Bewegungen ist auch immer die Frage, was dokumentiert wird und was nicht. Manches wird etwa aus Angst vor Repression vernichtet. Und wenn man mit den Leuten spricht, kommen nochmal ganz andere Geschichten hervor. Oft bekommt man erst im Gespräch einen Eindruck, wie das Flair einer Bewegung ist oder war. Wo haben die sich getroffen? Was gabs da für Kneipen? Wer hat sich mit wem unterhalten? Wie ist eine Person politisiert worden? Oral History ist ein tolles Medium, um solche Eindrücke abzuholen und fassbar zu machen.

Die Frauen und bewegten Menschen heutzutage archivieren nicht mehr gleich wie jene früher. Und vieles ist bereits öffentlich durch die Sozialen Medien. Wie geht man damit um?

JG: Ein schwieriges Thema, da alles öffentlich, aber nichts langfristig gespeichert ist. Es gibt bereits erste Ansätze zu Social Media-Archivprojekten, aber das ist unglaublich aufwändig. Wir haben zwar das Gefühl, dass unser ganzes Leben durcharchiviert ist, weil unzählige Fotos und Nachrichten auf unseren Handys gespeichert sind, aber letztlich finden wir vieles irgendwann nicht mehr in den Untiefen der Clouds. Wir sind in einer Übergangszeit, wo vieles hybrid abgeliefert wird, teils auf Papier, teils digital – dafür braucht es Knowhow und eine taugliche Archiv-IT-Infrastruktur.

MW: Ich gebe zu, ich bin froh, muss ich mich jetzt nicht mehr um diese Probleme kümmern. Die ganze Frage der Digitalisierung ist eine grosse Herausforderung.

Blicken wir zurück: Auf welche Meilensteine bist du stolz, Marina, was habt ihr erreicht?

MW: Ich bin auf jedes einzelne Projekt und auf jede einzelne Ausstellung stolz. Und dass wir alles stets im Kollektiv gemacht haben. Das Archiv hat immer davon gelebt, dass sich viele Leute engagiert und an der Arbeit beteiligt haben. Besonders hervorheben möchte ich das vielfältige Projekt rund um die Schriftstellerin Elisabeth Gerter: Wir bemühten uns um eine Neuauflage ihres Romans Die Sticker, organisierten eine Lese-



«Ein-Frau-Orchester»: Marina Widmer.

kampagne «diestickerlesen», liessen Die Sticker in einen Comic übersetzen, stellten Gerter in einer Ausstellung in St.Gallen und Basel vor und schrieben mit dem Literaturhaus Basel und dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund einen Schreibwettbewerb aus. Am meisten freut mich aber, dass wir dank Stadt und Kanton jetzt endlich auf sicheren finanziellen Füßen stehen. So kann ich das Archiv beruhigt an Judith übergeben und muss mir keine Sorgen machen, dass sie sich die nächsten Jahre mit Fundraising abstrampeln muss.

Gibt es einen Archivalschatz, den du noch gern gehoben hättest, aber nicht mehr dazu gekommen bist?

MW: Ja! Olga Lee-Rüesch. Aufgewachsen ist sie im Rheintal, später zog sie nach New York, wo sie Psychologie studierte und ihren chinesischen Ehemann kennengelernt hat. In den 1920er-Jahren ist sie mit ihm nach China ausgewandert und hat dort die ganze Revolution miterlebt. Später hat sie am Goethe-Institut in Peking gearbeitet. Und sie wurde von der Schweiz ausgebürgert und als eine der ersten Ausländerinnen in China eingebürgert. Nach der Scheidung von ihrem Mann ist sie bis zu ihrem Tod in China geblieben. Diese Geschichte hätte ich sehr gerne einmal aufgearbeitet und niedergeschrieben. Ein bisschen was über sie haben wir im Archiv, aber leider hat mir immer die Zeit gefehlt.

Du bist bekannt dafür, deinem Ärger gern Luft zu machen. Worüber willst du nochmal richtig sackern?

MW: Ich finde es peinlich, dass wir bei all unseren vielen Projekten immer wieder von den Ausserrhoder Kulturstiftungen unterstützt wurden, aber praktisch nie von den St.Galler Kulturstiftungen. Und wenn, dann nur mit sehr wenig Geld. Geschlechter- und Sozialgeschichte ist bei den Stiftungsrät:innen wohl noch nicht angekommen und nicht ihre Priorität.

Fällt es dir leicht, die Leitung abzugeben?

MW: Ja, absolut.

Judith, wo legst du als neue Chefin die Schwerpunkte?

JG: Mir ist es wichtig, die Institution lebendig zu halten und weiter zu professionalisieren. Das zusätzliche Geld will ich investieren in Dinge, die liegengelassen sind, sprich in die Datenbank- und IT-Struktur. Ausserdem will

ich mich weiter vernetzen mit anderen Projekten und Frauenarchiven, ich will Bildungsprojekte vorantreiben, Querbezügen unter den einzelnen Bewegungen nachgehen und natürlich weitere Bestände heben und sie nach aussen tragen. Denn auch wenn unser Bestand mittlerweile recht ansehnlich ist, gibt es noch viele Lücken. Zumal wir Frauen der heutigen Generation ja einen anderen Blick auf frühere Bewegungen haben. Marina war in der 80er-Bewegung noch dabei, wir heute stellen nochmal ganz andere Fragen an diese Zeit – da gibt es auch spannende Forschungen von jüngeren Historikerinnen. Für mich ist das ungemein interessant, da ich zuvor vor allem zur alten Frauenbewegung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert geforscht habe.

Wo steht das Frauenarchiv in zehn Jahren?

MW: Es hat drei bis vier 80-Prozent-Stellen für die verschiedenen Arbeitsbereiche. Aus dem «Ein-Frau-Orchester», das alles gleichzeitig machen muss, ist ein eingespieltes Profiensensemble geworden.

JG: Genau, die Arbeitsbereiche wären dann ausdifferenziert. Jemand ist für die IT zuständig, jemand für die Erschliessung, jemand für Administration und Fundraising und jemand für die Öffentlichkeits- und Vermittlungsarbeit. Das Archiv ist eine angesehene, gut finanzierte Institution, die rege genutzt wird und ein florierendes Netzwerk pflegt. Es bleibt ein offener, zugänglicher Ort für alle, die sich für Geschichte interessieren. Das wäre unsere Vision.

Marina Widmer, 1956, hat bis Sommer 2022 das Archiv für Frauen-, Geschlechter- und Sozialgeschichte der Ostschweiz in St.Gallen geleitet und ist hauptverantwortlich für die Jubiläumsausstellung «Klug und kühn – Frauen schreiben Geschichte». In diesem Jahr wird ihr der Grosse Kulturpreis der Stadt St.Gallen verliehen.

Judith Grosse, 1985, ist in Essen aufgewachsen und Historikerin mit Schwerpunkt Geschlechter-, Wissens- und transnationaler Geschichte. Nach ihrer akademischen Tätigkeit war sie bei Radio Lora in Zürich für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig. Im Juli 2022 übernimmt sie die Leitung des Archivs.

frauenarchivostschweiz.ch/

«DIE VORSTELLUNG VON ABSOLUTER SICHERHEIT IM FUSSBALL IST EINE ILLUSION»

Die Fanarbeit St.Gallen feiert ihr 10-jähriges Jubiläum. Daniel Kehl (SP) hat deren Trägerverein seit der Gründung als Präsident geleitet, nun übernimmt Grünen-Stadtparlamentarier Christian Huber. Im Interview sprechen die beiden über grün-weiße Europafahnen, harzige Gespräche mit der Polizei und personalisierte Tickets. Interview: Matthias Fässler, Bild: Dan Van de Gaer



Christian Huber (links) und Daniel Kehl vor dem «Bierhof».

Saiten: Daniel, du hast Christian beim Jubiläumsfest und der Übergabe des Präsidiums eine grün-weiße Europafahne geschenkt. Wofür steht sie?

Daniel Kehl: Ich hatte die Fahne 2001 vor dem Europacup-Auswärtsspiel gegen Freiburg gemalt und dort im Stadion aufgehängt. Sie hat eine politische Konnotation, es geht um Europa, um Offenheit. Die Fahne symbolisiert aber auch den Übergang: Jetzt bist du dran. Auch wenn ich mit dem Herzen noch dabei bin. Ans nächste Europacup-Spiel des FC St.Gallen fahren wir dann gemeinsam.

Christian, warum hast du für dieses Amt zugesagt?

Christian Huber: Ganz klassisch: Weil ich gerne Fussball schaue und schon seit über 20 Jahren im Stadion bin. Zudem bin ich im Stadtparlament aktiv. Früher galt mein Interesse vor allem dem Spiel, mittlerweile interessiert es mich genauso, was rund herum passiert: in der Fan- und Jugendkultur und rund um den Sozialraum Stadion mit all seinen Spannungsfeldern. Bei der Fanarbeit ist es ja ähnlich wie in der Politik: Um erfolgreich zu sein, muss man auf verschiedene Personen zugehen können, Mehrheiten finden und nicht einfach seine eigene Haltung durchbohren wollen. Das reizt mich. Aber ich spüre auch eine grosse Verantwortung und hoffe, dass der Vorstand seinen Entscheid nicht bereuen wird.

DK: Uns war es wichtig, dass wir jemanden vorschlagen, der in der Lokalpolitik über ein gewisses Renommee verfügt und gut vernetzt ist. Und weil die Vizepräsidentin, Karin Winter-Dubs, in der SVP ist, war es klar, dass es jemand aus dem linken Lager sein muss. Natürlich musste es aber auch jemand sein, der die Arbeit versteht, ein politisches Verständnis für Fussball hat.

Du hast das Präsidium vor zehn Jahren übernommen, was hat dich damals gereizt?

DK: Die Fanarbeit entstand aus einer Projektgruppe an der FHS St.Gallen, in der ich auch mitgearbeitet habe. Vor der Gründung des Trägervereins 2011 suchte man einen Präsidenten, auf den sich alle einigen konnten: Die Vertreter von Stadt, FC St.Gallen und Fan-Dachverband 1879 schlugen mich dafür vor.

Wieso gerade du?

DK: Das müsstest du die Verantwortlichen fragen. Aber aus heutiger Sicht kann ich sagen: Ich habe immer versucht, loyal zu sein und die Menschen zu verstehen, um dann einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen finden zu können. Und ich glaube auch, dass ich eine integrative Ausstrahlung auf alle hatte und vertrauenswürdig war. Das zeigt aber auch, wie viel Misstrauen und Unsicherheit damals vorhanden war. Vor allem bestand die Angst, dass die Fanarbeit zum verlängerten Arm werden würde – entweder der Fans oder der Polizei.

Ist euch dieser Spagat gelungen?

DK: Ich glaube schon, sonst hätte ich das nicht zehn Jahre lang gemacht. Es war immer unser höchstes Ziel, eine echte Vermittlerin zu sein. Man kann zwar seine Meinung äussern, darf aber nie einseitig Partei beziehen. In Konfliktsituationen ist zudem eine neutrale Moderation hilfreich. Das sind die Grundregeln der sozialen Arbeit; hier kann die Fanarbeit eine wichtige Vermittlerrolle übernehmen. Aus heutiger Sicht ist es erstaunlich, dass uns das gelungen ist, es gab immer wieder Situationen, in denen das Projekt hätte scheitern können. Am Anfang waren die Erwartungen an die Fanarbeit bei den Partnerorganisationen teilweise überzogen, wir mussten erklären, wie wir arbeiten, wie Vermittlung und Dialog funktioniert.

Gibt es einen speziellen Moment aus diesen zehn Jahren, der dir in Erinnerung geblieben ist?

DK: Die Gespräche mit der Polizei waren zu Beginn eher steif, um es vorsichtig zu sagen. Es brauchte Zeit, bis das gegenseitige Vertrauen aufgebaut war. Dann sprach sich die Fanarbeit in einer öffentlichen Stellungnahme sehr deutlich gegen einen Gewaltvorfall aus, der im Umfeld des Fanlokals passiert ist. Das kam in der Szene nicht gut an, da hätte alles einstürzen können. Wir hätten mit den Betroffenen zuerst den Vorfall intern aufarbeiten müssen. In dieser Zeit haben wir viel gelernt.

Vor zehn Jahren waren es noch wildere Zeiten, es kam viel öfters zu Krawallen, hat man den Eindruck. Fussballfans waren auch ein stärker politisiertes Feld, mit demonstrativer Härte gegen sie konnte man sogar Bundesratskarrieren lancieren. Sind diese Zeiten vorbei?

CH: Vorbei würde ich nicht sagen. Auch heute kann man sich als «Law-And-Order»-Verfechter:in sicherlich einige Lorbeeren abholen. In der Gründungsphase der Fanarbeit kam aber natürlich einiges zusammen: der Stadionwechsel mit dem Abschied aus dem Espenmoos, und sportlich lief es nicht mehr wie gewünscht in Form von zwei Abstiegen, was immer Konfliktpotential bietet. Und dann war auch noch die Fussball-EM in der Schweiz, bei der viele repressive Massnahmen getestet wurden. Erst einige Jahre später wurde es wieder ruhiger.

Auch ein Verdienst der Fanarbeit?

DK: Sie hat sicher ihren Anteil daran. Austausch und Dialog funktionieren heute im Grossen und Ganzen. Vor den Espenmoos-Krawallen 2008 war das nicht der Fall. 2014 ist ein Evaluationsbericht erschienen, der die Fanarbeit beurteilte. Es hat sich übereinstimmend gezeigt, dass die Fanarbeit eine positive Wirkung hat. Aber ich glaube vor allem, dass sich alle Akteure rund um die Fussballspiele professionalisiert haben. So hat man es geschafft, das Konfliktpotential zu minimieren.

CH: Zentral am Erfolg der Fanarbeit ist ihre Unabhängigkeit. Im Nachgang zu den Ausschreitungen im Espenmoos hat sich gezeigt, dass weder Vertreter des Dachverbandes noch Fanbeauftragte des Vereins oder Personen aus der Polizei oder dem Verein diese Position ausüben können, ohne dass Rollenkonflikte entstehen. Der Erfolg der Fanarbeit hat sich auch am Jubiläumfest im von Fans betriebenen «Bierhof» gezeigt, wenn man sieht, wer alles vorbeigekommen ist: Stadträt:innen, die Stadtpräsidentin, Regierungsräte, die Polizei, Fans, der Club-Präsident, Stadtparlamentarier:innen, Musiker:innen.

In aller Kürze: Was genau ist die Aufgabe der Fanarbeit?

CH: Sie hat zum Ziel, durch regelmässigen Dialog zwischen den verschiedenen Akteursgruppen wie Fans, Verein, Polizei und Politik zu vermitteln und damit präventiv Gewaltvorfälle innerhalb und ausserhalb des Stadions zu vermindern. Dazu gehören Runde Tische, aber auch der direkte Austausch mit den Fans, der aktuell von den vier in Teilzeit angestellten Fanarbeiter:innen im Rahmen der Sozialen Arbeit ausgeführt wird. Damit soll auch die Selbstregulierung und Selbstverantwortung innerhalb der Kurve gestärkt werden.

Verändert sich durch dein neues Amt deine Sicht auf das Spiel?

Kannst du künftig noch gemütlich ein Spiel schauen oder überlegt man immer, ob man intervenieren muss bei Konflikten.

CH: Es gab natürlich ein paar Leute, die gesagt haben, mach diesen Job nicht. Auch weil du als Präsident in der

Verantwortung stehst, wenn etwas passiert. Ich glaube nicht, dass sich der Stadionbesuch gross verändern wird. Nach wie vor werde ich oben im Fanblock stehen, ein Bier trinken und das Spiel sowie das Geschehen in der Kurve beobachten. Kommt es zu Vorfällen im Stadion, sind die Fanarbeiter:innen zuständig, ausser natürlich, es passiert etwas in meinem unmittelbaren Umfeld oder es werden Ausdrücke gerufen, die nicht unkommentiert stehen gelassen werden können. Aber das geschieht selten, und für diese Haltung braucht man ja nicht Präsident der Fanarbeit zu sein. Wie war das denn für dich Daniel?

DK: Ich hatte immer eine sehr distanzierte Position. Auch räumlich: Ich sitze mit meinen Freunden im Sektor C, also mehr als 50 Meter entfernt von der Kurve, vom direkten Geschehen. Ich verstand das Amt immer so, dass es darum geht, deinen Leuten, deinen Angestellten, den Rücken zu stärken, sie vor ungerechtfertigten Angriffen zu schützen. In die Alltagsarbeit eingreifen wollte ich aber nie. Die Fanarbeiter:innen wissen viel besser, was ihre Aufgabe ist. Das gehört zum professionellen Know-how.

Wie meinst du das?

DK: Als Arbeitgeber hast du neben der Aufsicht vor allem eine Fürsorgepflicht: Es gab mal ein unglaublich aufgeheiztes Auswärtsspiel, wo Fans nach dem Spielende aufs Feld Richtung gegnerische Fans stürmten. Die Fanarbeiter positionierten sich in der Mitte und versuchten die Fans zurückzuhalten. Wir mussten danach klären, in welchen Situationen die Sicherheit der Angestellten in Gefahr ist. Ein anderes Beispiel: Ein Fanarbeiter wurde nach einem Auswärtsspiel vor Gericht geladen und sollte Aussagen zu einem Vorfall machen, den unzählige andere Beteiligte ebenfalls miterlebt hatten. Für uns war klar: Wenn ein Fanarbeiter Leute aus der Fanszene belastet, kann er seinen Job gleich kündigen. Wir haben vor der Verhandlung alles unternommen, um unseren Angestellten gut zu unterstützen und zu schützen in dieser schwierigen Situation.

Du und Karin Winter-Dubs habt oft eher im Hintergrund agiert und euch bei politischen Fragen nur selten exponiert. Wieso?

DK: Sich zu äussern, kann auch heikel sein, weil man dadurch seine Vermittlerrolle schwächt. Man muss genau überlegen, wann man Stellung bezieht, weil man in diesem Moment Partei wird.

CH: Das sehe ich gleich. Wir handeln in einem extrem emotionalen Bereich. Wenn es um Parkplätze oder um Fans geht, liegen in St.Gallen die Nerven oftmals blank. Da ist es wichtig, auch während des Spieltags, sich zurückzunehmen, auch mal eine Nacht darüber zu schlafen und danach den Dialog zu suchen.

Eine aktuell polarisierende Frage ist jene nach personalisierten Tickets. Was ist die Meinung der Fanarbeit dazu?

CH: Der Bund macht Druck auf die Vereine und die politisch Verantwortlichen und vertritt klar die Forderung, dass personalisierte Tickets eingeführt werden sollen. Das kommt von ganz oben, von Bundesrätin Amherd. Die Forderung wurde nach dem Vorfall im Herbst 2021 in Zürich wiederum laut, als FCZ-Fans aufs Spielfeld stürmten und Pyros in die GC-Kurve warfen. Der Ruf nach mehr Repression ist nach solchen extremen Fällen immer besonders laut, obwohl diese in den letzten Jahren abge-

nommen haben. Die Swiss Football League und die Vereine sind deutlich skeptischer, was die Einführung von personalisierten Tickets angeht. Zumal sich ein erfolgsversprechender Effekt nur mit Sitzplatzpflicht und ausverkauften Stadien einstellen könnte.

DK: Es ist wie so oft im Fussball: Eigentlich musst du nur mit den Personen reden, die operativ tätig sind, im Alltagsgeschäft. Die wissen genau, dass es ihnen nichts bringt, wenn sie von 18'000 Leuten die Namen haben und wissen, wo die sitzen müssten. Der Punkt ist: Wenn eine Straftat passiert, nützt dir das nichts. Man muss die Straftat konkret zuweisen können. Und abgesehen davon: Der Club hat bereits jetzt von 10'000 Personen die Daten.

Zwar betonen alle immer, dass man gleichermassen auf Prävention und Repression setzen wolle, aber die personellen und finanziellen Mittel sind doch sehr ungleich: An Spielen kommen auf hunderte Polizist:innen und Sicherheitspersonal gerade mal zwei Fanarbeiter:innen. Braucht es weniger Polizei und einen Ausbau der Fanarbeit?

CH: Wenn man die Situation mit jener von vor zehn Jahren vergleicht, hat man unglaubliche Fortschritte gemacht. Viele Vereine haben ihren Umzug in ein neues Stadion dazu genutzt, weiter an der Repressionschraube zu drehen, haben dann aber gemerkt, dass das alleine nichts nützt. Es ist also zweifelsfrei besser geworden. Aber zumindest auf Bundesebene stehen die Zeichen gerade wieder auf mehr Repression. Man muss aber in aller Klarheit sagen: Wenn es das Ziel ist, sämtliche Vorfälle auf Null zu bringen, seien es etwa kleinere Sachbeschädigungen im Stadion oder das Ziehen der Notbremse im Extrazug, dann könnten wir uns jetzt schon auflösen. Die Vorstellung von absoluter Sicherheit ist eine völlige Illusion. Die Zahlen zeigen, dass es in den letzten Jahren zu weniger Ausschreitungen und Sachbeschädigungen im und ums Stadion gekommen ist.

DK: Die Sicherheitskosten bei Fussballspielen sind immens. Ich staune immer wieder, wie wenig sie diskutiert werden. Im Vergleich dazu ist die Fanarbeit ein bescheidener Kostenfaktor, der aber einen guten Ertrag bringt. Für wenig Geld kriegst du ziemlich viel.

Nochmals konkret: Braucht es einen Ausbau der Fanarbeit?

DK: Damit würde man sich natürlich auch selbst unter Druck setzen. Entscheidend ist für mich nicht, wie viele Polizist:innen oder Fanarbeiter:innen im Einsatz sind, sondern wie sie agieren, was ihre Anweisungen sind, ihre Maximen, nach denen sie handeln. Wann greift man ein, wo positioniert man sich usw. Das sind die spannenden Fragen. Und man muss auch sehen: Der Markt für Fanarbeiter:innen ist komplett ausgetrocknet. Es gibt nicht viele, die diesen Job machen können. Er ist anspruchsvoll. Man muss fussballaffin sein, muss verstehen, wie eine Kurve funktioniert, muss kommunikativ und stressresistent sein. Ich war immer ernüchtert zu sehen, wie wenig sich auf unsere Stellenausschreibungen gemeldet haben.

Ist es auch ein solches Verständnis von Fankultur, das vielen politischen Verantwortlichen manchmal fehlt?

CH: Ich glaube schon, dass einige Leute, die wichtige Entscheidungen über eine so grosse Subkultur treffen, leider nicht oft oder vielleicht gar nie in die Stadien gehen. Das ist problematisch.

DK: Natürlich spürte ich eine Art Ermüdung zu erklären, wie Fussball und Fans funktionieren. Es braucht viel Wissen über die Zusammenhänge. Ferndiagnosen und markige politische

Forderungen sind dagegen schnell gemacht. Dazu ist Gewalt an Fussballspielen in den Medien ein dankbares Thema, weil die Klicks durch die Decke gehen.

Ist der Druck, dass Fussballspiele möglichst reibungslos ablaufen sollen, auch darum so hoch, weil es um die Vermarktung des Fussballs, sprich um sehr viel Geld geht?

CH: Vielleicht. Wobei die Vermarktungsmaschinerie – und das hat man während Corona auch gut gesehen – natürlich auch auf die Ultrakultur angewiesen ist. Ohne diese lässt sich der Fussball nie so vermarkten, hätte er nie diese Anziehungskraft. Darin liegt auch ein Widerspruch. Auch der FC St.Gallen vermarktet die gute Stimmung. Die hätte man nicht ohne die aktive Kurve.

DK: Der Widerspruch liegt ja auch darin, dass man für totale Sicherheit plädiert. Dabei wissen alle, dass ein Teil der Faszination genau in der Unberechenbarkeit auf und neben dem Feld liegt. Das macht den Reiz aus. Auch darum ist Fussball so gross geworden.

Fanforscher Jonas Gabler stellte kürzlich im «Beobachter» eine Art Entfremdung der Fans vom Fussball und den Vereinen fest, weil diese die Interessen insbesondere der jüngeren Fans oft nicht mehr berücksichtigten und sie nur noch als Problem wahrgenommen würden. Hat er Recht?

DK: Es gehört zu Jugend- oder Subkulturen, dass man sich abgrenzt. Es wird immer eine Distanz geben zwischen einer Vereinsführung und der Fankultur, das muss so sein, sonst verliert die Kurve ihre Daseinsberechtigung. Fankurven in der Schweiz sind für einen Verein aber existentiell, vom Support her und finanziell. In anderen Ligen, etwa in England, ist das anders. Auch darum kann man die Länder nicht miteinander vergleichen, wie es immer wieder geschieht. Natürlich ist Entfremdung ein Thema. Aber ich finde, die aktuelle Vereinsleitung ist sensibel, schätzt den Wert der Fankultur. Das war nicht immer so.

Ihr beschreibt in eurem Jahresbericht die verschiedenen Phasen, die die Fanarbeit durchlebt hat: anfangs ein Pilotprojekt, dann ein Ausbau der Fanarbeit und schliesslich eine Etablierung. Wie sieht die nächste Phase aus, wo seht ihr Handlungsbedarf?

CH: Ich glaube, es kommt wieder eine entscheidende Phase auf uns zu: Einerseits ändert der sportliche Modus im nächsten Sommer und andererseits hat der Wind von Seiten des Bundes wieder in Richtung Repression gedreht. Da stehen ein paar intensive Monate im Dialog mit Verein, Politik und Fans an. Jetzt gilt es, das zu erhalten, was wir aufgebaut haben.

DK: Ich teile die Einschätzung. Vielleicht ist jetzt der Moment mit den personalisierten Tickets, dass sich die Fanarbeit auch klar politisch positionieren und sagen muss: Das gefährdet die Arbeit, das Zusammenspiel aller Akteure. Da hast du einen super Start erwischt, Christian...

CH: Wir haben uns dazu im vergangenen Herbst bereits klar positioniert, als eine erste informelle Abstimmung bei den Vereinen, der Liga und den Sicherheitsvorstehern:innen anstand, und in einer Medienmitteilung Stellung bezogen. Diese Haltung gilt nach wie vor.

Daniel Kehl, 1962, ist Lehrer und war Fraktionschef (SP) im St.Galler Stadtparlament. Christian Huber, 1989, ist Lehrer, Stadtparteipräsident und Stadtparlamentarier (Grüne) in St.Gallen.

«WIR HABEN ES GESCHAFFT!»

52 Hörstationen vom Bodensee bis zur Silvretta erzählen Fluchtgeschichten von 1938 bis 1945. Der Hörweg «Über die Grenze» wird am 3. Juli eröffnet. Von Urs Oskar Keller

«Wir haben es geschafft! Hoffe euch alle gesund! Und alles in Ordnung. Nun mein Bericht!», schreibt Willy Geber nach seiner Flucht in die Schweiz in einem Brief nach Wien, August 1938. Seine Geschichte ist eine von 52, die auf dem neuen Stationenweg zu hören sind. Das Jüdische Museum Hohenems eröffnet ihn am 3. Juli gemeinsam mit der Vorarlberger Landesregierung, 22 Städten und Gemeinden in Vorarlberg, der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein sowie einem Dutzend weiterer Partner.

Mut, Verfolgung, Behördenwillkür und Widerstand

Initiant und Projektleiter ist der Direktor des Jüdischen Museums, Hanno Loewy. Das Geschichtsprojekt «Über die Grenze» handle «von Odysseen durch ganz Europa, von einheimischen Schmugglern, die zu Fluchthelfern werden, von Liebenden, die aus dem Gefängnis ausbrechen, und Kriegsgefangenen, die sich verirren, von protestierenden Schülerinnen und Verhören durch die Gestapo, von Abenteuern am Geburtstag, von gefährlichen Wegen über den Rhein und die Berge – von menschlichem Mut, Verfolgung, Behördenwillkür und Widerstand», sagt Loewy.

«Auf hundert Kilometern erzählen wir die Geschichte von Menschen, die erfolgreich oder auch vergebens versuchten, über die Grenze die rettende Schweiz zu erreichen». Es sind Menschen wie die Widerstandskämpferin Hilda Monte oder der Schriftsteller Carl Zuckmayer, von der Vernichtung bedrohte Juden aus Wien oder Berlin, aber auch Fluchthelfer auf beiden Seiten, wie Recha Sternbuch und Paul Grüninger, Edmund Fleisch oder Meinrad Juen.

Die Erfahrungen der Flüchtlinge spiegeln sich in persönlichen Briefen, Dokumenten der deutschen und Schweizer Behörden, in Erinnerungen von Zeitzeugen und Fotografien der Schauplätze. Aus ihnen entsteht ein Bild der damaligen Ereignisse aus vielen Perspektiven – zu hören, zu lesen, zu sehen auf beiden Seiten einer Grenze, die heute mehr verbindet als trennt. Am Radweg stolpert man sozusagen über die Grenzsteine mit den Namen der Flüchtlinge und Fluchthelfer. Die Landschaft und die Flüchtlingsschicksale kommen zusammen – so auch in den nachstehenden abgedruckten Geschichten von Emilee Haas (Hörstation 9) und Arthur Vogt (Hörstation 13).

«Mein Glück hatte einen Namen. Paul Grüninger»

Am Grenzübergang Höchst und Diepoldsau sowie an der Vadianstrasse in St.Gallen erfährt man mehr über Recha und Isaac Sternbuch. Recha Sternbuch, 1905 in Galizien geboren, betrieb mit ihrem Mann Isaac Sternbuch in St. Gallen seit 1929 eine Wäsche- und Regenmäntelfabrikation. 1938 begann sie, damit Flüchtlinge zu versorgen. Sie baute ein verzweigtes Fluchthilfenetzwerk auf, orga-



Hanno Loewy, Direktor des Jüdischen Museums Hohenems. (Bild: uok)

nisierte Transitvisa für Flüchtlinge, leitete Informationen über die Massenvernichtung an die Alliierten weiter. Der Altacher Fluchthelfer Edmund Fleisch brachte eine Jüdin am Alten Rhein bei Hohenems am 28. Oktober 1938 über die Grenze. Sophie Haber (geboren als Susi Mehl) gelingt die Flucht. «Mein Glück hatte einen Namen. Paul Grüninger», sagt sie später. Paul Grüninger sorgt dafür, dass sie in der Schweiz bleiben kann. Ihre Eltern aber enden in Auschwitz.

An den St.Galler Polizeihauptmann Paul Grüninger, der 1938 zum Fluchthelfer und 1939 entlassen und verurteilt wurde, erinnert eine weitere Hörstation an der Paul-Grüninger-Brücke am Grenzübergang Hohenems-Diepoldsau sowie am früheren Polizeihauptquartier in St.Gallen. Natürlich fehlen auch die Ostschweizer Diplomaten und Fluchthelfer Ernst Prodoliet aus Amriswil oder Carl Lutz aus Walzenhausen nicht.

Projekt mit 22 Gemeinden in drei Ländern

«Wir setzen», so Hanno Loewy, «am Radweg und weiteren Orten in Vorarlberg, der Schweiz und Liechtenstein symbolische Grenzsteine mit QR-Codes.» Eingraviert sind Namen von Flüchtlingen und Fluchthelfern. Der Radweg führt von Bregenz über Lustenau, Hohenems zum Illspitz, dann der Ill entlang über Feldkirch, Bludenz, Schruns bis nach Partenen. Zehn Positionen liegen in der Schweiz und in Liechtenstein, an den Bahnhöfen St.Margrethen und Buchs, und ansonsten immer an der Grenze am Rhein und zwischen Feldkirch und Schaanwald in Liechtenstein.

Neben dem physischen Weg umfasst das Projekt eine Website, eine interaktive Radkarte, ein Programmheft und ein Buch.

Zur Eröffnung am 3. Juli findet eine Fahrradsternfahrt nach Hohenems statt. Startpunkte sind unter anderem Bregenz, Dornbirn, Lustenau, Hohenems, Altach, Feldkirch und Bludenz. Ein Schweizer Startpunkt ist Marbach; über Heerbrugg und Diepoldsau geht es von dort nach Hohenems. Beim anschließenden Festakt ab 15 Uhr auf dem Schlossplatz in Hohenems sprechen Nachkommen von Flüchtlingen und Fluchthelfer:innen (Jonathan Kreutner, Gabriel Heim, Simone Prodoliet) sowie der Historiker Stefan Keller und der Migrationsexperte Gerald Knäus.

Den Sommer über gibt es eine Reihe geführter Radtouren, mit Start in Bregenz (16. Juli, 13. August), Lustenau (6. August), Hohenems (9. Juli), Altach (3. September), Mäder (23. Juli), Feldkirch (30. Juli, 27. August), Bludenz (16. Juli, 13. August), Schruns-Tschagguns (10. September) und Dornbirn (20. August).

Das teatro caprile spielt in Gargellen ein interaktives Stück mit dem Titel *Auf der Flucht*, entlang der Fluchtroute von Österreich über den Sarotlappass in die Schweiz: 15./16./17. Juli, 26./27./28. August, 2./3./4. September. Infos: montafon.at/auf-der-flucht

ueber-die-grenze.at

PAPIERKRIEG UM EIN DAUERASYL: EMILIE HAAS UND DIE SCHWEIZER BEHÖRDEN

Hörstation 9, Höchst, 28.3.1943

Haas Emilie, Hausfrau, geb. 2.9.1878, in Deutschland, staatenlos, Wwe., (Tochter) des Levi und der Sarah geb. Lehmann, Wohnort unbestimmt. Barschaft: 127 Mark. Grund der Einbringung: Emigrantin, unerlaubter Grenzübertritt.

In der Nacht vom 28. auf den 29. März werden zwei Frauen, Emilie Haas und Elisabeth Frank in die Zellen 5 und 16 der St.Galler Stadtpolizei gesperrt. Der Polizeibeamte Fässler schreibt seinen Rapport.

Am 29. März 1943, 01.00 Uhr, brachte ein Baumgartner Emil, wohnhaft Zürcherstrasse 438, die beiden vorgenannten Emigranten auf die Hauptwache. Er erklärte, sie seien auf dem Hauptbahnhof gestanden und nicht mehr weitergekommen. Er habe sie auf ihr Verlangen in ein Hotel bringen wollen, da aber beide nass und schmutzig waren, wurden sie nach ihrer Herkunft gefragt. Als es sich herausstellte, dass es sich um Emigranten handelte, welche schwarz über die Grenze gekommen waren, wurden sie von Baumgartner der Hauptwache zugeführt. Auf Befragen erklärten die beiden Emigranten, sie hätten sich schon längere Zeit in Vorarlberg aufgehalten. Da sie befürchteten, verschleppt zu werden, seien sie am 28. März 1943, um ca. 20 Uhr, über den Rhein gewatet und so schwarz in die Schweiz gekommen.

Emilie Haas hat bei sich:

Wertgegenstände: 1 Armbanduhr (defekt). Verschiedenes: 1 Portemonnaie, 1 Handtasche, Schreibpapier, 1 Schere, 1 Brille mit Etui, 2 Notizblöcke, 2 Bleistifte, 1 Füllfederhalter, 2 Paar Handschuhe, 1 Kamm, 1 Gummi, 1 Säcklein mit Nähfaden, 2 Stecknadeln, 2 Armbänder, 1 Kartenspiel. 1 Tasche mit Wäsche und Kleider, 2 Taschen mit Wäsche, Kleider und Toilettengegenstände.

Das ist alles, was sie besitzt, um in der Schweiz ein neues Leben zu beginnen.

Schon im Juni 1942 war Emilie Haas aus Krefeld geflohen, nachdem sie die Aufforderung erhalten hatte, sich am 14. Juni zur Deportation einzufinden. Der Transport, zu dem sie befohlen wurde, fährt am 15. Juni mit 1003 Menschen aus dem Rheinland nach Majdanek, wo einige Männer zur Arbeit selektiert werden, und von dort mit mehr als 900 Todgeweihten ins Vernichtungslager Sobibor.

Emilie Haas ist untergetaucht. Ein nicht-jüdischer Bekannter, der Zahnarzt Heinrich Kipphardt, der selbst als Sozialdemokrat zweimal im Konzentrationslager gesessen hatte, bringt sie unter falschem Namen bei einem Landwirt im Sauerland unter, als Erntehelferin. Im Oktober wechselt sie den Unterschlupf, gibt sich als Bombengeschädigte aus und verrichtet bei einer anderen Familie Hausarbeiten. Doch das Risiko wird immer grösser.

Kipphardt stellt Kontakt zu ihrer Cousine Elisabeth Frank her, die schon seit Monaten als Helferin bei Bauern in Schruns in Vorarlberg untergetaucht ist. Auch sie unter



Foto im «Pass für Ausländer» von Emilie Haas, 1952, Schweizerisches Bundesarchiv, E4264#1985/197#453*

falschem Namen. Mit einem gefälschten Postausweis reist Emilie Haas schliesslich im März 1943 nach Bregenz. Sie trifft Frank und auch Kipphardt ist aus Krefeld angereist, um den Frauen zu helfen. Eine Familie in Bregenz bringt die beiden unter. Dann eine Familie in Höchst. Und ein Schlepper bringt die beiden bis an die Grenze und hilft ihnen, durch das hüfthohe Wasser des Alten Rheins und durch den Stacheldrahtverhau auf der Schweizer Seite zu kommen. Dann sind die beiden auf sich gestellt.

Auf der St.Galler Polizeistation werden sie mehrfach verhört. Die Beamten nehmen Widersprüche in ihren Aussagen wahr. Die Frauen wollen ihre Helfer in Vorarlberg nicht verraten. Stattdessen betteln sie um ihr Leben.

Ich hoffe, dass man mir hier Asyl gewährt bis ich in ein anderes Land ausreisen kann. Eine Rückkehr nach Deutschland würde meinen Tod bedeuten.

Die beiden Frauen dürfen bleiben. Von diesem Moment an geht es in den vielen Dokumenten, die das Schweizerische Bundesarchiv zu ihrer Geschichte aufbewahrt hat, um ihren nicht enden wollenden Kampf um ein Dauerasyll und eine Existenz in der Schweiz.

Zunächst im Flüchtlingslager Oberhelfenschwil interniert, wird die 65-Jährige noch im Frühjahr als «nicht arbeitslagertauglich» eingestuft – und an ein Privatquartier in Sulgen im Thurgau überwiesen. Dort wird sie den Rest ihres Lebens verbringen.

Emilie Haas hat die Welt schon ein wenig kennengelernt. Mit ihrem Mann hatte sie viele Jahre in Schanghai gelebt, bis er 1931 starb. Kinder gab es nicht. Als mittellose Witwe kehrte sie nach Krefeld zurück, um von einer kleinen Rente und ein wenig Mieteinnahmen zu leben. Bis zu ihrer Flucht. Auch in der Schweiz bleibt sie eine Arme, um deren Versorgung sich nun die verschiedensten Behörden, die Flüchtlingshilfe und die israelitische Armenhilfe miteinander streiten. Auch ihre Verwandten in den USA, in England, Italien und Uruguay werden von den Schweizer Behörden zur Kasse gebeten. Eine Reise nach Rom zu ihren Neffen und ein Besuch durch ihre Schwester werden ihr zum Vorwurf gemacht. Die Armenpflege im Thurgau wittert Sozialbetrug.

1950 wird Emilie Haas nach langem Papierkrieg ein Dauerasyll gewährt, auch wenn die Behörden im Thurgau noch 1952 mit dem Gedanken spielen, sie nach Deutschland abzuschieben. Von dort hat sie bis dahin eine Nothilfe erhalten. Eine Wiedergutmachung erhält sie nicht. Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz kümmert sich schliesslich um sie, begleicht Arzt- und Spitalkosten. Mittlerweile ist Emilie Haas kurz vor ihrem 80. Lebensjahr. Am 17. April 1957 stirbt sie bei einem Arztbesuch in St.Gallen.

Ihr Retter, Heinrich Kipphardt, überlebte das Ende des Krieges ebenfalls im Versteck als Deserteur in der Nähe von Siegen. Gemeinsam mit seinem Sohn Heinar Kipphardt, dem späteren zeitkritischen Dramatiker und Pionier des Dokumentartheaters.

STATT NACH HAUSE IN DEN TOD: ARTHUR VOGT UND ZYGMUNT BAK

Hörstation 13, Lustenau, 22.3.1943

c) Grund: Verdächtiges Herumtreiben zur Nachtzeit in Grenznähe

d) Ort der Festnahme: Auf dem Rheindamm zwischen Augartenweg und Eisenbahnbrücke Lustenau – St. Margrethen

e) eingeliefert an: Gestapo Bahnhof Lustenau¹

Zwei Männer werden in Lustenau am Rhein verhaftet. Einer von ihnen ist Arthur Vogt, 1912 in Gossau im Kanton St. Gallen geboren, aber als Untertan der k.u.k. Monarchie. Später ist er Staatsbürger der Tschechoslowakei, dann Deutscher. Der andere, Zygmunt Bak, geboren 1920 in Plonsk, ist Pole.

f) weitere Angaben:

Der Hilfszollbetriebsassistent Hans Peterlunger hatte am 22.3.1943 Streife zwischen der Rheindorfer- und Eisenbahnbrücke. Um 21.20 sah er 2 Männer, die den Rheindamm in Richtung Eisenbahnbrücke entlang gingen. Peterlunger liess die beiden auf Anrufweite herankommen und hielt sie dann auf. Auf seine Frage, wo sie hin wollen, sagten sie dass sie nach Höchst wollen. Da Peterlunger bemerkte, dass einer der beiden nur gebrochen deutsch sprechen kann, nahm er sie vorläufig fest und führte sie zur Grenzaufsichtsstelle Rheindorf ab. Die beiden wurden in der Grenzaufsichtsstelle körperlich durchsucht. Sie trugen ausser den auf der Einlieferungs- und Beschlagnahmeanzeige angegebenen Gebrauchsgegenständen und Zahlungsmitteln nichts Verdächtiges bei sich.

Arthur Vogt gibt an, er würde seit vier Jahren in München leben, seine Eltern aber in St. Gallen. Er hätte seine Mutter am Zollamt Höchst treffen wollen und habe Bak in Lustenau getroffen. Der hätte ihn nach dem Weg nach Höchst gefragt. Bak gibt an, er sei aus Plonsk weggefahren, um seinen Bruder in Höchst zu besuchen, der dort bei einem Bauern arbeiten würde – und wolle sich dann bei der Organisation Todt zur Arbeit melden.

Die Gestapo unterzieht die beiden in Bregenz strengen Verhören, getrennt voneinander, und sie verwickeln sich in Widersprüche. Vogt gibt nun zu, er habe Bak schon acht Tage zuvor in München im Restaurant «Tannenbaum» kennengelernt, wo ausländische Arbeiter essen dürfen. Bak gibt zu, dass er versuchen wollte, in die Schweiz zu gelangen. Und belastet nun Vogt mit der Aussage, dieser hätte ihn dorthin mitnehmen wollen.

Arthur Vogt ist in der Schweiz als Homosexueller, damals noch ein verfolgtes Delikt, mehrfach vorbestraft und des Landes verwiesen. Weitere Strafen folgten, weil er sich nicht an die Landesverweisung hielt. Seine Eltern leben ja in der Schweiz. Im Deutschen Reich wird er mehrfach wegen Bettelns, kleiner Diebstähle und unerlaubtem Aufenthalt verurteilt. Sein Arbeitsbuch dokumentiert ab 1939 zahlreiche kurzlebige Beschäftigungen als Hilfsarbeiter und Möbelträger.

Der Fall wird an die Oberstaatsanwaltschaft in Feldkirch übergeben. Den beiden wird Verstoss gegen die Passstrafverordnung und ein geringfügiges Devisenvergehen vorgeworfen. Doch die Sache zieht sich hin.

Im Januar 1944 ist er noch immer in Haft, jetzt in Feldkirch. Er schreibt an die Staatsanwaltschaft und bittet um Frontbewährung. Doch statt an die Front wird er in die Strafanstalt München-Stadelheim verlegt.

Im Sommer 1944 hat ihn jeder Mut verlassen. Er schreibt an seine Eltern in St. Gallen.

Name: Vogt Arthur, Gef.-B.-Nr. 455 München, den 16.6.1944

Meine Lieben Eltern

Endlich schreibe ich euch noch einmal – aber [es ist] das letzte Mal dass ich noch lebe und noch gesund bin. Wie ich es auch von euch noch hoffe. Denn ich habe euch schon einmal geschrieben, von Bregenz aus aber nie eine Antwort bekommen von euch. Denn Liebe Mutter ich muss dir mitteilen dass ich seitdem wo ich dich wollte an der Grenze zusammentreffen am 22.3.1943. Seit dieser Zeit bin ich noch immer in Untersuchungshaft. Schon 15 Monate weil ich dich treffen wollte an der Grenze hat man mich verhaftet. Weil ein verlogener Pole gesagt haben soll dass ich ihn in die Schweiz führen wollte, weil er bei mir war als sie mich verhaftet haben an der Grenze.

Damit er zur Polnischen Legion gehen könne und ich ihm damit helfen würde, hat man gesagt das ich ihm beihelfen wollte, zur Legion [zu gehen]. Ich weiss aber von alldem gar nichts. Aber man behauptete es, dass ich es wüsste, und [jetzt] wegen Feind-Begünstigung u Hochverrat an dem Volksgerichtshof angeklagt bin. Am 27.6.44 habe ich die Verhandlung, zuerst war ich 3 1/2 Monate in Bregenz, dann in Feldkirch 8 1/2 Monate und in München Stadelheim 3 Monate. Darum bitte ich dich Liebe Mutter sei so gut und schicke mir ein wenig Obst u Brot u harte Kastanien. Aber vergesse mich nicht u schicke sie mir noch solange ich noch lebe.

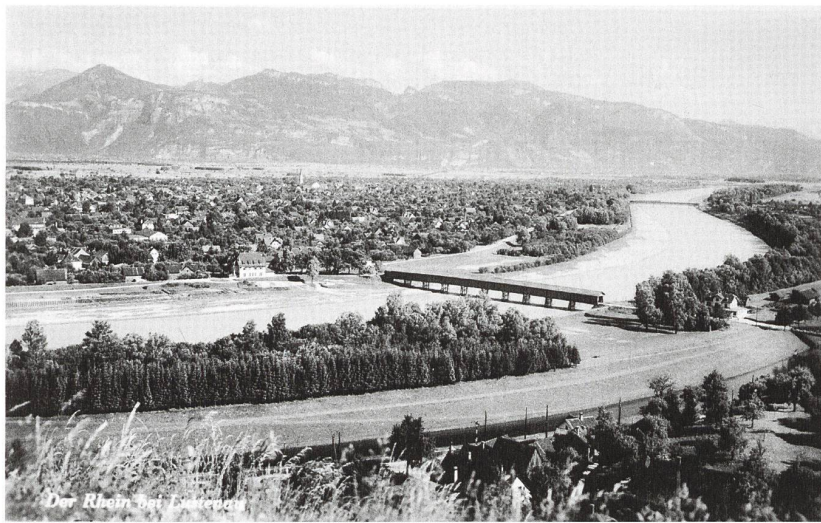
Lebe wohl Liebe Mutter Und viele Grüsse an euch alle von Arthur.²

Die Beförderung des Briefes wird nicht genehmigt. Arthur Vogts letzte Nachricht an seine Eltern kommt stattdessen zu den Akten. Am 27. Juni werden Arthur Vogt und Zygmunt Bak vom Volksgerichtshof wegen Feindbegünstigung zum Tode verurteilt. Sie hätten sich, so das Urteil, «im vierten Kriegsjahr an die Reichsgrenze begeben, um in die Schweiz zu flüchten und ihre Arbeitskraft dem Reiche zu entziehen».

Im Juli unternimmt Arthur einen letzten verzweifelten Versuch, sich zu retten, und bittet noch einmal darum, sich zur Waffen-SS für den Fronteinsatz melden zu dürfen. «Für Führer und Deutschland will ich es beweisen, dass ich ein deutscher bin bis in den Tod.» Am 17. August übersendet der Reichsminister der Justiz dem



Arthur Vogt, um 1940. (Bild: Familienarchiv Fuchs)



Rhein bei Lustenau, vor 1941 (Bild: Josef Nipp, Vorarlberger Landesbibliothek)



Alther Rhein bei Höchst, 2022 (Bild: Dietmar Walser, Hohenems)

Oberreichsanwalt den schriftlichen Erlass des Todesurteils und fordert ihn auf, «mit grösster Beschleunigung das Weitere zu veranlassen». Wenig später teilt der Oberstaatsanwalt München dem Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof telegrafisch mit: «Angelegenheit wird 12 September 17.00 erledigt». An diesem Tag werden die beiden im Strafgefängnis München-Stadelheim hingerichtet. Das Protokoll vermerkt:

Der Hinrichtungsvorgang dauerte vom Verlassen der Zelle an gerechnet 2 Minuten 20 Sekunden, von der Übergabe an den Scharfrichter bis zum Falle des Beiles 10 bzw. 12 Sekunden. Zwischenfälle oder sonstige Vorkommnisse von Bedeutung sind nicht zu berichten.³

Am 30. September 1944 weiss Lina Vogt, Arthurs Mutter in St.Gallen, noch nichts vom Ende ihres Sohnes. Sie schreibt an den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof in Berlin, mit der innigsten Bitte ihr zu sagen, wie sie ihrem Sohn helfen könne. «Als Mutter möchte ich nichts unterlassen, um meinen lieben Sohn zu retten! Da ich weiss, dass in ihm eine sehr gute Seele steckt!»

Wenig später erhält die Familie den Nachlass von Arthur Vogt:

1 Mantel, 1 Hut, 1 Rock, 2 Hosen, 1 Weste, 2 Hemden, 6 Paar Socken, 1 Aktentasche, 6 Schlüssel, 1 Drehbleistift, 1 Zahnbürste, 1 Paar Halbschuhe, 1 Paar Hausschuhe, 1 Brieftasche mit alten Briefen, 1 Geldbörse, 2 Bürsten, 1 Rasierapparat, 1 Löffel, 1 Messer, 1 Schere, 1 Binder⁴

¹ Bericht der Grenzaufsichtsdienststelle Rheindorf an Bezirkszollkommissar G. Dornbirn vom 22. März 1943. Die Dokumentation der Geschichte von Arthur Vogt und Zygmunt Bak verdankt sich der akribischen Recherche von Niko Hofinger, Innsbruck.

² Zensierter (nicht beförderter) Abschiedsbrief von Arthur Vogt an seine Eltern, 16.4.1944, Sammlungsbestand R 3018 (Nationalsozialistische Justiz), Bundesarchiv Berlin.

³ Der Oberstaatsanwalt München I. an Reichsminister der Justiz, 16.9.1944, Sammlungsbestand R 3018 (Nationalsozialistische Justiz), Bundesarchiv Berlin.

⁴ Sammlungsbestand R 3018 (Nationalsozialistische Justiz), Bundesarchiv Berlin.